

Geschichte einer Bombe.

88]

Von Andreas Strug.

„Dir, mein Weib, hinterlasse ich meinen letzten Willen und heiligstes Testament. Möge Dich Gott davor bewahren, anders zu tun, als ich will. Ich werde sonst aus jener Welt zurückkehren und in den Nächten über Dir stehen, so wahr mir Gott helfe!

„Ich habe von den Unsrigen, Du weißt woher, eine Bombe zum Aufbewahren mitgebracht. Du weißt nicht den Ort, und niemand weiß es. Ich werde keine Ruhe finden in meinem angeweihten Grab, wenn Du nicht tust, was ich Dir befehle. Gib acht wie die Landstraße gegen den Jaworzynskischen Hof läuft. Bei der Krümmung nach R. ist ungefähr hundert Schritt den Weg entlang ein Meilenzeiger, auf welchem die Aufschrift 17 steht. Von diesem Pfad gehst Du den Feldweg bis zum Busch. Ganz vorne steht eine Fichte, die erste am Weg. Stell Dich mit dem Rücken gegen die Fichte und geh dann 7 Schritt, in Buchstaben sieben, zurück zum Weg und beginne langsam zu graben. Ungefähr eine Elle tief wirst Du mit dem Spaten auf Hartes stoßen. Es ist ein verlotetes Gefäß von fast zwei Scheffeln. Fürchte Dich nicht, es ist alles gut in Säcken verpackt, ich habe die Arbeit beaufsichtigt. Da drin ist unsere Bombe in einer Schachtel aus feinem Leder. Dies alles trägst Du sofort zu den Unsrigen — wohin, weißt Du. Sollten, was Gott verhüten möge, auch jene gefangen sein, so bring es nach Hause, vergrab es und laß kein Wort davon verlauten, bis ein Genosse von der Partei kommt. Dem erzählst Du alles, gibst es ihm, damit das Parteivermögen nicht zugrunde geht. Eine solche Bombe ist immer von großem Wert. Ich überlasse Dich Gottes Schutz, dem ich Dich empfehle, und grüße die Unsrigen im Dorf, alle Bekannte und Genossen. Es lebe die PPS!

Wojtek Kielza

von der Kampfgruppe der Polnischen Partei.

Geraume Zeit nach dem Verlesen blieb es still im Zimmer. Lange blieben die Menschen in gesammeltem Schweigen, als wollten sie dadurch den umgekommenen Genossen ehren, dessen Stimme von jenseits des Grabes, aus einer anderen Welt zu ihnen drang.

Zuerst seufzte Knoblaß tief auf und sprach mit gerührter Stimme:

„Ewige Ruhe gib ihm, o Herr! . . . Und möge das ewige Licht ihm leuchten! . . . Möchte diese Bombe den in Stücke reißen, dem's für diesen unschuldigen Tod gebührt!“

Indessen stand auf der Schwelle der dunklen Stube ein dicker, untersehter Mann und näherte sich langsam, schleichend dem Tisch. Hier blieb er stehen, sah scharf vorgebeugt, vertieft hin, indem er mit der Hand die Augen vor dem Lampenschimmer schützte, — niemand wußte, was er eigentlich wollte.

„Aber Walek, was hast Du denn?“ rief ihm jemand zu.

Doch der Bauer warf sich im gleichen Augenblick gewaltig über Knoblaß, stürzte ihn zusammen mit dem Tisch zu Boden, ergriff ihn bei den Schultern und begann seinen Kopf gegen den Boden zu stoßen, daß es im Zimmer widerhallte.

Es gelang endlich, ihn loszureißen. Alle aus dem dunklen Zimmer stürzten heraus und redeten durcheinander. Figiszewski erblickte und sprang auf. Er fing an, etwas zu begreifen.

Ein jeder überschüttete Walek mit Fragen und versuchte, ihn zu sich zu ziehen. Doch der Bauer schwieg, als könnte er vor gewaltiger Empörung kein Wort hervorbringen. Dann stürzte er sich mit erneuter Wut auf den Daliegenden und gab ihm mit ungeheurer Kraft zwei unmensliche Ohrfeigen. Man riß sie wieder voneinander. Endlich kam der Bauer zu sich und begann zu schreien:

„Der ist es! Derjelbe! Er war mit den Gendarmen in Serbien. Er hat sie geführt, er hat ihnen gezeigt! Er hat Wojtek Kielza verraten! Er selbst war es, der ihm die Ladung auf dem Jahrmarkt verkaufte! Tod dem Spion, dem Judas! Er kommt nicht lebend von hier fort! — Und Du bist wohl sein Gehilfe?“ brüllte er, indem er sich auf Figiszewski stürzte.

Doch schon hielten zwei Leute den Delegierten der „Fünf Tapferen“ unter den Armen fest, und vor ihm stand Wężycki und sprach ruhig:

„Bleib nur so stehen, Du Dumpe, und laß keinen Hauch aus dem Mund, bevor ich zu fragen beginne! Bindet ihm die Hände! Einer geht hinaus und gibt acht, daß niemand hereinsteht. Und Du, Walek, komm her und sage, ob es Dir bloß so scheint, oder ob Du Deiner Sache sicher bist! Denn es geht um das Leben zweier Menschen.“

„Der ist es! Er hatte eine Maske auf dem Gesicht, nur die Augen waren sichtbar. Als sie in unsere Gütte revidieren kamen, verschob sich die Maske für einen Augenblick, und ich habe ihn gut gesehen. Ich erkenne ihn. Ich beschwöre es bei der heiligen Dreieinigkeit und beim heiligsten Sakrament und so wahr ich ein Sozialist bin! Zweimal habe ich ihn in meinem Leben gesehen. Aber dies ist das dritte und letztemal.“

„So laßt doch auch mich ein Wort reden, meine Herren,“ begann Figiszewski.

„Schweig! Warte!“

„Den anderen Schuft kenne ich nicht und habe ihn nie gesehen. Soll er uns aufklären, warum er sich mit dem Spizel einließ. Wenn er und der andere mit der Bombe in provokatorischer Absicht hergekommen sind . . .“

„Und morgen kommt die Haussuchung und wir gehen alle an den Galgen! . . .“

„Verräter! Ihr sollt an uns nichts verdienen!“

„Ihr sollt nicht lebend davorkommen!“

„Der Böse hat Euch zu dem Handel versucht . . .“

„Eure Stunde hat geschlagen . . .“

Wężycki gelang es mit Mühe, Ruhe herzustellen. Man übergab den Spion mit Wasser, setzte ihn in einem Winkel auf den Boden und lehnte ihn gegen die Wand. Er lag mit geschlossenen Augen da und atmete schwer. Figiszewski stand mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen in der anderen Ecke des Zimmers. Das Gericht begann.

Figiszewski antwortete würdig und mit ruhiger Stimme:

„Wer ich bin? Mit der Bande von Szalamowce bin ich in Beziehungen. In Politik habe ich mich nie gemischt. Bei uns gab man streng darauf acht, mit keiner Partei anzubinden. Wir hatten unsere eigenen Geschäfte. Wir nahmen Lösegeld von den Reichen. Der Bezirkschef zahlt uns, der Gendarmierchef, der Hauptmann, der Bürgermeister und der Arzt. Es zahlen die Gutsbesitzer in der Gegend einmal im Monat. Ebenso alle jüdischen Kaufleute, selbst der Rabbiner.“

„Wofür bezahlen sie?“

„Für den Schutz gegen Räuber, oder, die Wahrheit gesagt, gegen uns selbst. Aber auf unseren Landstraßen ist es ruhig. Wir haben nie einen Bauern oder einen Armen, benachteiligt. Wir plündern die Reichen, weil das unsere Ueberzeugung ist. Aber mit menschlichem Blut haben sich unsere Hände, sowie meine selbst, nie bestet.“

„Woher hast Du den Brief?“

„Juden aus Warschau haben ihn geschickt. Woher die ihn haben, weiß ich nicht. Wir haben dies Gefäß mit der Bombe an der beschriebenen Stelle ausgegraben und wollten daran was verdienen. Die jüdische Gruppe in Warschau wollte uns nur fünfundsanzig Rubel dafür geben.“

„Früher sagtest du fünfzig.“

„Ich habe gelogen, wie es beim Handel üblich ist.“

„Und wie lange kennst Du jenen dort?“

„Ich kenne ihn seit zwei Jahren. Doch habe ich nie etwas Derartiges von ihm vermutet. Daß er ein Dieb ist, wußten wir. Aber er ging für sich, auf eigene Faust zwischen den Bauern auf den Jahrmärkten und Kirchensfesten herum. Ich bitte, meine Herren, wir kennen hier im Umkreise von fünf Meilen fast alle Leute. Aber daß hier Spizel sind, das wußten wir nicht, weil wir uns um politische Dinge überhaupt nie kümmerten. Und wenn Ihr mich fragt, was für ein Teufel mich antrieb, ihn hierher mitzubringen, so antworte ich: weil ich nicht wußte, wie man mit Euch Leuten von der Partei redet, als ein Mensch, der nie mit der Partei zu tun gehabt hat. Ihn aber hielten wir für einen, der entweder zu der Partei gehört, oder früher einmal zu ihr gehört hat, bevor er in die Gegend kam. Mehr weiß ich nicht, und mehr kann ich

auch nicht sagen. Ihr habt mich in Euren Händen, aber ich sage Euch, so wahr ich ein Pferdedieb war und ein Bandit bin — an dieser Gemeinheit bin ich unschuldig.“

„Wann hast Du ihm vor der Bombe erzählt? Ist das schon lange her?“

„Erst unterwegs hierher habe ich's ihm gesagt, damit er mir beim Handel beistehe.“

„Ach, lüge nur nicht, Du! Lüge nicht! Unsere Partei reicht weit und hat ein gutes Gedächtnis.“

„Du wirst uns verderben — aber Dich wirst Du nicht retten, und auch Deine Leute trifft's.“

„Der Teufel wird Euch alle holen, wenn Du uns in die Falle bringst. Die Partei wird ihre Wehr herschicken, die niemand was schenkt, und würdet ihr bis ans Ende der Welt fliehen oder Euch unter der Erde verstecken!“

Es war schon fast Mitternacht, als Fjgiszewski und Knobak die Zuckersabrik verließen. Sie fuhren lange schweigend, als Fjgiszewski fragte:

„Na, lebst Du noch, Freund?“

„Ich weiß es selbst nicht. Was hast Du ihnen denn gesagt, daß sie mich lebend laufen ließen?“

„Ich? Das ist meine Sache. Ich weiß mit jedem Menschen auf seine Art auszukommen.“

„Wohin bist Du mit ihnen gegangen? Und was hast Ihr da so lange geredet? In diesen anderthalb Stunden bin ich immerzu gestorben, kehrte zum Leben zurück und starb wieder. Barmherziger Gott! Was habt Ihr denn geredet? So sag's doch! In mir zittert noch alles.“

„Wir haben über Politik gesprochen. Ich versuchte, sie zu überzeugen, wie gut es wäre, wenn sie eine Banditenbande gründeten, und sie redeten mir zu, der Partei beizutreten.“

„Du machst Witze, und ich sterbe vor Angst!“

„Was fürchtest Du denn jetzt noch?“

„Sie werden mich sicher hier unterwegs überfallen. Rette mich, Bruder! Ach Gott, Du steckst mit ihnen zusammen.“

Kontierung tolat.

8)

Der Arzt.

Eine Erzählung von Sigmund Rein (Kristiania).

(Schluß.)

Soll er jetzt zu Berren gehen? Ja, es war wohl das Beste, nach ihm zu sehen.

Der Großhändler Berren saß schwerfällig in seinem Stuhl. Sein Fleisch war zu schlaff, um auf dem richtigen Fleck zu bleiben, es hing und schaukelte hier und dort, wodurch es das Aussehen eines sehr abgegriffenen Leidsnoms erhielt. Die blutunterlaufenen Augen weiteten sich, als sie Arli sahen.

„Gut! Tag, Doktor. Ich habe auf Sie gewartet. Mir geht's heute schlechter. Sie sagten, es wird besser werden. Ich kann gar nichts essen. Psö!“

Wenn er die saftstrogenden Lippen etwas öffnete, so kam ein fettes, schmackiges Psö hervor.

„Ich habe gesagt, daß Sie so wenig wie möglich essen sollen. Am besten gar nichts.“

„Ich kann nicht leben, wenn ich nichts esse.“

„Sie werden viel länger leben, wenn Sie nichts essen würden, bis ich es Ihnen erlaube. Was haben Sie seit leztthin getrunken?“

„Nichts. Ein bißchen Bier. Ich hab' die ganze Zeit gedurstet, wie Sie es mir befohlen haben. Psö!“

„Wieviel Flaschen haben Sie täglich getrunken? Zwei?“

„Bier.“

„Bier? Dann beginnen wir morgen mit einer und übermorgen überhaupt keine.“

„Eine Flasche? Da verbrenne ich. Psö!“

Verbrennen werden Sie nicht, aber Sie werden auf eine andere Weise enden, wenn Sie nicht tun, was ich Ihnen sage.“

Die Fleischmasse begann zu zucken, die Augen traten hervor, die Lippen gingen auf und nieder, psö, psö.

„Glauben Sie, daß ich sterben werde, Doktor? Bin ich schon im Sterben?“

„Sterben müssen wir alle. Sie können noch lange leben, wenn Sie sehr vorsichtig sind.“

„Psö, psö! Sie sagen das nur, um mich zu trösten, aber ich will nicht sterben! Will nicht sterben! Will niemals sterben! Psö, psö! Gestern war ein Priester hier, der mich darauf vorbereiten wollte, sagte er. Er schwagte davon, und da wurde mir übler. Ich will nicht sterben!“

„Sterben müssen wir alle früher oder später. Aber wenn es quers beschieden, das wissen wir nicht.“

„Ja, Sie wissen es, Sie wissen es, Doktor. Und Sie glauben, daß ich es sein werde, das sehe ich Ihnen an. Aber ich kann nicht sterben, ich darf nicht sterben. Retten Sie mich, Doktor, retten Sie mich! Sagen Sie mir, was ich machen soll!“

Die blauen Fäuste klammerten sich um Arlis Arm, auf die Lippen trat Schaum.

„Fassen Sie sich doch, seien Sie ein Mann!“, sagte Arli und befreite seinen Arm.

„Aber ich fürcht' mich so! Ich fürcht' mich so vor dem Tode. Ich kann nicht sterben. Ich — er sah scheu umher — ich habe nicht danach gelebt, um jetzt sterben zu können. Retten Sie mich, Doktor, lassen Sie mich leben! Verlangen Sie dafür, was Sie wollen, ich bin reich . . .“

Arli sah ihn unwillig an.

„Ich tue mein möglichstes auch ohne Extrabehaltung. Lassen Sie mich den Herzschlag hören.“

Arli horchte danach.

„Das Herz ist gar nicht übel. Heben Sie die eine Hand und halten Sie sie still.“

Der Kranke tat dies. Die Fleischbeutel schaukelten rudweise. Arli sagte gar nichts, der Blick des Großhändlers saugte sich schwammig an ihm fest, der Mund stand offen, und wieder begann sich Schaum über die Lippen zu legen.

„S . . . Sie . . . Sie . . . sind so schweigsam, Doktor. Dann ist es wohl gefährlich?“

„Ganz und gar nicht!“

„Ja, ich sehe es. Was soll ich machen, was soll ich machen? Psö, psö!“

Seine zwei Geleesugeln begannen zu wässern und deren blauebraune Unterlage zu befeuchten.

Arli mußte sich abwenden, um seine Heiterkeit zu verbergen. Der Großhändler glich einem überfütterten Kinde, das Prügel bekommen hatte. Arli ließ ihn sitzen, bis er sich ausgeteimt hatte. Und er selbst schien das ebenfalls nur zu erwarten. Dann ging plötzlich ein Zittern durch seinen Körper.

„Hören Sie, Doktor, kommen Sie näher. Psö, psö. Glauben Sie, daß man . . . daß man dort drüben denen begegnet, die . . . die man früher gefannt hat?“

„Das . . . das ist schwer zu sagen.“

„Im. Psö. Sie wissen ja, meine Frau und . . . meine Tochter, die . . . die leben nicht mehr. Sie sind tot. Ja. Seit mehreren Jahren. Die sind jetzt Staub. Ja. Aber, wenn das so ist, daß wir uns alle wieder begegnen, dann . . . Ja. Das muß groß sein dort oben, nicht wahr? Wenn alle, die jemals gelebt haben, hinkommen . . . Im . . . meine Frau und meine Tochter werden von mir dort oben mal gesprochen haben . . . mich angeklagt haben . . . daß ich sie gequält habe . . . Im. Ja. Vielleicht war ich hart, ja . . .“

Er saß dort und starrte vor sich hin. Plötzlich klachte er die fleischige Faust gegen den Stuhlarm und rief:

„Aber ich hab' sie nicht getötet, das ist Lüge. Ich hab' es nicht, hören Sie, Doktor, das ist nicht wahr. Sie starben ganz einfach. Ja. Aber das war nicht meine Schuld . . .“

Wieder starrte er vor sich hin. Dann sank er in dem Stuhl zusammen und murmelte:

„Und mein Sohn ist auch tot. Ich bin ganz allein da. Habe niemand. Ich habe nur eine Haushälterin, die mich bestiehlt. Sie und ihr Balg, der Junge. Sie sagt, er ist der meine, aber sie lügt! Sie lügt, sage ich! Sie will mich dazu bringen, zu sagen, daß er der meine ist, damit er etwas erben kann. Aber das tu' ich nicht, die Hündin!“ Mit einem Male schrumpfte er zusammen und flüsterte:

„Da kommt sie. Sagen sie nichts, Doktor, gar nichts.“

Ein großes, plumpes Weib ging durch das Zimmer. Sie sah nach den beiden, sagte aber nichts und grüßte nicht.

„Sie lauicht, dieser Satan!“, flüsterte der Großhändler. „Aber sie bekommt nichts und wenn sie blau wird. Psö, psö.“

„Regen Sie sich nicht so auf!“, ermahnte ihn Arli. „Das tut Ihnen nicht gut.“

Berren krümmte sich erschrocken zusammen.

„Kann ich davon sterben? So plötzlich? Ich werde ruhig sein, mich nicht aufregen. Psö, psö. Niemals mehr mich aufregen, wiederholte er und sah gerade vor sich hin, als ob er sich bemühen würde, das nicht zu vergessen. „Aber sie horcht! Und wenn Sie fortgegangen sein werden, kommt sie herein und peinigt mich. Sie ist es, die immer sagt, daß ich in der Hölle schmoren werde. Psö, psö.“

„Ich will nicht sterben!“ rief er dann wieder. „Doktor, Sie sollen darauf sehen, daß ich nicht sterbe. Sie sollen jeden Tag kommen und nach mir sehen und mir sagen, was ich machen soll. Ich will alles tun, was Sie wollen. Soll ich nicht mehr Bier trinken? Ich werb' es nicht mehr, wenn Sie es sagen. Psö, psö. Sagen Sie, was ich machen soll. Sagen Sie alles zusammen. Alles will ich tun.“

Arli hörte nicht, was der Großhändler sagte. Er stand da und kämpfte mit einem neuen Anfall der Sämergen im Herzen. Zum Schluß mußte er sich auf einen Stuhl niederlassen; aber er griff nach dem Arme des Kranken und fühlte den Puls, um sich zu beschäftigen.

Arli speiste zu Mittag mit seiner Verlobten, Eline Wode, der Tochter des Schiffreeders. Im Aussehen war sie Arlis Gegensatz, hellblondes Haar, durchsichtige Augen, klare, feine Haut und einen großen, schönen Mund. Ihre Hände erregten Bewunderung. Sie hatte etwas so Beruhigendes, das Arli wohlthat. Er ruhte bei ihr

aus, sagte er stets. Aber es gab Leute, die ihre Ruhe Lässigkeit nannten.

Sie saßen voll Ruhe und Behaglichkeit beieinander. Er hatte ihr nichts von Sigrid Iversen erzählt und auch nichts von Frau Lohde. Von dieser brauchte sie nichts zu wissen. Er sprach von seinem Vortrag von heute abend und von der Hochzeitsreise. Wohin sollten sie reisen? Sie würde so gerne nach Paris reisen und dann für kurze Zeit an die Riviera gehen. Dann könnten sie ja, so lange das Stipendium reichte, bescheiden-bürgerlich in Deutschland leben.

Ja, wenn er das Stipendium nur bekommt? O, das wird er schon! Wo sollen sie dann hier in der Stadt mieten? Wohl nicht allzu weit draußen? Nicht wahr?

Nachmittags bereitete er nochmals seinen Vortrag vor, und als die Sitzung begann, war das Lampenfieber beinahe verschwunden. Auch das Herz meldete sich nicht.

Die Sitzungen der medizinischen Gesellschaft waren stets sehr feierlich. Und heute abend besonders. Sie fühlten sich so wohl in dem kollegialen Kreise, die Wächter des Lebens, wie ein Professor sie in einer Rede genannt hatte. Wir sind des Lebens Wächter. Innerhalb ihres Kreises war ein Sicherheitsgefühl wie sonst nirgends. Hier waren Krankheit und Tod bloße Worte. Diese Männer hatten Krankheit und Tod in der Hand, schalteten damit nach Gutdünken.

Und diese Sicherheit teilte sich auch den Damen dieser Männer mit, die waren auch innerhalb des Ringes. Sie lächelten voller, lachten beherzter als andere Frauen; sie hatten gleich ihren Männern das Gepräge unverlierbarer Gesundheit.

Karll hielt seinen Vortrag. Als er geendet hatte, drückte der Vorsitzende der Fakultät warm seine Hand und sagte einige Worte. Karlls Augen leuchteten auf, und sobald er nur frei war, eilte er zu seiner Verlobten, nahm ihre beiden Hände, und sie umarmte ihn bewegt. „Einen Monat an der Riviera,“ flüsterte sie. Er lächelte, brohte mit dem Finger, und dann gingen sie Arm in Arm souperieren.

Des Morgens kam eine Nachricht. Da sie zu Sigrid Iversen kam, fuhr sie auf und preschte sich auf die Ellbogen. Das weit aufgerissene Auge starrte, sah aber nichts. Und sie glitt wieder auf das Kissen nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und zwischen den Fingern rieselten Tränen hervor. Aber dann streckte sie die gefalteten Hände in die Luft, ihr feuchtes Gesicht blickte zum Himmel und sie flüsterte: „Daß mich bald nachkommen.“

Eine Wode füllte das Zimmer mit ihrem Jammern. „Das ist unmöglich!“ rief sie. „Jetzt, da wir heiraten und reisen sollten.“

Frau Lohde stand beim Fenster, über den Rücken und die Arme einen Schal geworfen. Sie starrte auf die feuchte Gasse. Ein Schauern durchrieselte sie. Sie wollte sich ihm gestern schenken. Wer weiß etwas vom Leben und vom Tod? Sie zog den Schal dichter zusammen.

Aber der Großhändler Berren schlug mit beiden Fäusten auf die Stuhllehne.

„Und er hat geglaubt, daß ich das sein werde! Da kann man sehen! Die Ärzte wissen gar nichts, nicht mehr als wir andere! Heute will ich einen Schweinsbraten mit Sauerkraut essen! Und einen Schnaps und zwei Flaschen Bier! Amanda! Wo steckt denn das Weibsbild? Amanda! Hörst Du nicht? Pö! Pö!“

Die Nachricht war: daß der junge, tüchtige Dr. Birger Karll, der abends in der medizinischen Vereinigung einen von seinen Kollegen mit großer Aufmerksamkeit angehörten Vortrag über eine von ihm angewendete Spezialbehandlung von Herzkrankheiten gehalten hatte, daß dieser Dr. Karll, der sicher das große Stipendium erhalten hätte, heute nacht einem Herzschlage erlegen war.

Bevölkerungsbewegung.

(Schluß.)

II. Sterblichkeit. Auch die Sterblichkeit ist in allen Ländern in den letzten drei bis vier Jahrzehnten wesentlich zurückgegangen. Die beste Methode ihrer Bestimmung ist die Berechnung der mittleren Lebenserwartung („mittlere Lebensdauer“) aus den Sterbetafeln. Diese gibt an, wieviele Jahre die betreffende Altersklasse noch erleben wird. Sie ist ein Ausdruck für die größere oder geringere Sterblichkeit der Bevölkerung. Es betrug bei den neugeborenen Kindern die mittlere Lebensdauer:

in	1871—80	1881—90	1891—1900
Schweden	45,8	48,6	50,9
Dänemark	46,8	48,9	50,2
Frankreich	41,6	41,6	45,8
England und Wales	41,4	43,7	44,1
Niederlande	38,8	42,5	46,2
Norwegen	48,8	48,7	50,4
Deutschland	35,6	37,2	40,6
Schweiz	—	40,5	43,3
Italien	—	35,1	42,9
Belgien	—	43,6	45,5
Oesterreich	—	38,7	38,8

Es zeigt sich also gleichmäßig, daß die mittlere Lebensdauer allenthalben zugenommen hat. In Deutschland betrug die Zunahme in diesem Menschenalter fünf Jahre, und im letzten Jahrzehnt hat sich diese Tendenz noch weiter verläßt. Für das Jahrzehnt 1901—1910 ist wenigstens in Deutschland die mittlere Lebensdauer wiederum um fünf Jahre gewachsen, also mit verdoppelter Schnelligkeit gegenüber dem früheren Zeitraum. Um so viel hat sich demnach die Sterblichkeit der Bevölkerung gebessert. Allerdings zeigt sich zwischen den einzelnen Ländern ein bemerkenswerter Unterschied. Hier verhalten sich die industriellen Länder im allgemeinen ungünstiger als die mehr agrarischen. Dazu kommen allerdings sehr starke klimatische Momente hinzu. Trotz der beträchtlichen Erhöhung der Lebensdauer steht aber Deutschland immer noch hinter den meisten europäischen Kulturstaaten zurück. Schweden überragt um volle zehn Jahre, Belgien und die Niederlande um etwa fünf Jahre, Frankreich und Italien stehen in dieser Beziehung schlechter da als wir. Der Grund, warum Deutschland relativ so ungünstig abschneidet, liegt in seiner bedeutenden Kindersterblichkeit.

Die allgemeine Sterbeziffer (d. h. die Zahl der Gestorbenen auf 1000 der Bevölkerung) ist in Norwegen, Schweden, England am geringsten, in Rußland, Ungarn, Belgien und Oesterreich am größten. Allenthalben beobachten wir aber einen wesentlichen Rückgang auch der Sterbeziffer. Die Erhöhung der Lebensziffer, die sich darin ausdrückt, bedingt andererseits eine Erhöhung der produktiven Kraft des Volkes. Rechnet man die Altersklassen vom 15.—60. Lebensjahre zu den produktiven, so hat sich dieses Alter allenthalben erhöht. Die Völker sind schon dadurch wesentlich produktiver geworden.

Die Ursachen der Verminderung der Sterblichkeit und damit der Erhöhung der Lebensdauer sind ebenfalls mehrfache. Einmal der (für gewisse Klassen. Die Red.) zunehmende Wohlstand. Er ermöglicht bessere Ernährung, vor allem im Kindesalter, bessere Sorge im Falle der Krankheit, bessere Wohnung und Kleidung und größere Sauberkeit. Sodann die Fortschritte der hygienischen und medizinischen Wissenschaft. Dadurch ist die Verhütung von Epidemien eher möglich geworden. Die Kanalisation hat die Gesundheitsverhältnisse verbessert. Kindbett- und Wundfieber sind zurückgedrängt worden. Weiter haben die Fortschritte des Verkehrs die Ernährungsverhältnisse besser gestaltet und uns gegen Hungersnöte geschützt. Vor allem ist es gelungen, die Kindersterblichkeit in den Kulturländern wesentlich herabzudrücken, und da diese stets einen großen Anteil unter der Sterblichkeit ausmacht, so hat auch diese im ganzen sich verbessern können. Endlich aber wirkt aus ebendiesem Grunde der Rückgang der Geburten auch auf den Rückgang der Sterblichkeit ein. Beide stehen in einem Wechselverhältnis: wo jene hoch ist, da pflegt auch diese entsprechend hoch zu sein. Und ebenso zeitigt die Verkleinerung der Kinderzahl an sich die günstige Wirkung, auch die Sterblichkeit zu verringern.

Bei den slawischen Völkern ist bisher die Sterblichkeit noch am größten. Daraus erklärt sich die ungünstige Sonderstellung Rußlands und Oesterreichs. Auch die östlichen preussischen Provinzen haben eine ungünstigere Sterblichkeit als die westlichen. Im ganzen beobachtet man, daß die mittlere Lebensdauer der Neugeborenen von Osten nach Westen fast beständig wächst. Weiter aber verdient Beachtung, daß die städtische und vor allem die großstädtische Sterblichkeit in höherem Maße abnimmt als die auf dem flachen Lande. Dadurch wird die Verringerung der Geburtenquote in den Großstädten wiederum aufgewogen. Allerdings ist an sich die Lebenserwartung auch jetzt noch auf dem Lande günstiger als in der Großstadt. Das zeigt sich beim Vergleich der einzelnen Länder untereinander nicht minder wie bei der Gegenüberstellung der einzelnen Landesteile immer von neuem. Aber diese Differenz verkleinert sich doch zugunsten der städtischen industriellen Bevölkerung, die hierin mehr fortschreitet als die ländliche.

III. Natürliche Volksvermehrung. Aus dem Unterschiede von Geburtenzahl und Sterblichkeit resultiert die natürliche Volksvermehrung. Es ist nun für die neuzeitliche Entwicklung charakteristisch, daß die Sterblichkeit mehr zurückgegangen ist als die Geburtenzahl. Die Folge ist, daß die Bevölkerungsvermehrung der Gegenwart weit rascher und intensiver vonstatten geht als jemals zuvor. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle im europäischen Durchschnitt macht gegenwärtig jährlich über 1 Proz. der Einwohnerzahl aus. Auch hier verhalten sich die einzelnen Länder verschieden. Nach der Höhe des Ueberschusses geordnet, betrug der jährliche Geburtenüberschuß auf 10 000 Einwohner in

Ungarn	182	Oesterreich	118
Rußland	171	Ungarn	110
Serbien	163	Belgien	107
Niederlande	155	Schweden	106
Deutsches Reich	149	Italien	106
Dänemark	142	Schweiz	104
Norwegen	141	Spanien	92
Rumänien	138	Portugal	51
England	121	Frankreich	18

Die slawischen Nationen haben zurzeit den stärksten, die romanischen Nationen den schwächsten Geburtenüberschuß, die germanischen Nationen stehen in der Mitte. Deutschland schneidet sehr günstig ab, England schon weit ungünstiger. In Frankreich ist die Bevölkerung fast stabil. In der Mehrzahl der Länder ist der

relative Rückgang der Geburten durch die Abnahme der Sterbefälle mehr als ausgeglichen, d. h. der Geburtenüberschuß zeigt bis jetzt noch allenthalben steigende Tendenz. Nur Schweden und Norwegen, Großbritannien und Frankreich weisen bereits jetzt eine Abnahme des Geburtenüberschusses auf, obwohl gerade diese Länder an sich eine günstige Sterblichkeit besitzen. Es sind eben dem Ausgleich des Geburtenrückganges durch die Abnahme der Sterblichkeit natürliche Grenzen gezogen. Die Geburtenzahl läßt sich wohl verkleinern, die Sterblichkeit aber nicht. In Deutschland speziell zeigt in den letzten Jahren der Geburtenüberschuß ebenfalls einen kleinen Rückgang.

Die Abnahme ist bisher noch unbedeutend, aber sie ist vorhanden. Sie läßt sich wohl noch weiter durch Zurückdrängung der Sterblichkeit aufhalten. Aber wahrscheinlich wird die Geburtenzahl noch schneller zurückgehen. Dadurch muß das Bevölkerungswachstum Deutschlands sich ebenfalls verlangsamen. Die letzten Jahre zeigten denn auch bereits einen kleinen Rückgang dieses Ueberschusses. Betrug er 1906 im Maximum 910 000, so 1910 nur noch 879 000. Wir werden uns also in Deutschland auf ein etwas langsames Tempo der Bevölkerungszunahme einzurichten haben, wie es für andere Länder schon seit längerer Zeit zu beobachten ist.

Kleines feuilleton.

Kunst.

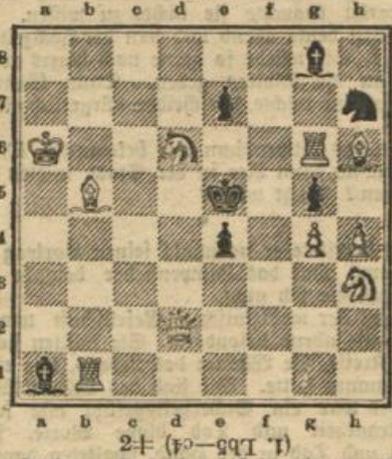
Aus den Kunstsalons. Bei Gurlitt (Potsdamer Straße 113) zeigt Max Beckstein seine letzten Arbeiten, Bildnisse, Landschaften und Stilleben. Man sieht mit großer Freude, wie die Malerei dieses kraftvoll Suchenden immer mehr zum Ziel gelangt. Sie wächst, wie man das zu nennen pflegt, zusammen; sie bekommt einheitlichen Klang, satte Geschlossenheit und sommerlich reisende Schönheit. Einige der Stilleben besonders umfangen uns mit groß organisierter und darum bezwingender Sinnlichkeit. Da ist eins, auf dem Feuerlilien zu sehen sind, sie stehen in einem roten, banchigen, in dünnem, gelbem Hals auslaufenden Gefäß, daneben ein flacher, schwarzer, grüngelb belupfter, innen oranger Napf; der Hintergrund ist luftrig, Silhouetten tanzender Weiber fliegen darüber hin; auf dem Tisch liegt eine gelbgrüne, mit Rosen bedruckte Dede. Das farbige Leben dieser stillen Natur ist von prachtvoller Heftigkeit; es ist, als wenn aus tiefem Schweigen plötzlich glühvolle Leidenschaft hervorbricht, Alles auf dem Bilde flammt; man fühlt, wie einem die Lohr in das eigene Blut schlägt. Bilder, die solche Erregungen zeugen, gehören zu den Stürzenfahrten der Kunst. Ein anderes Stilleben, ganz in Rotviolett getaucht, mit Tulpen und einer auf den Hintergrund leicht geduckten Grablegung, zeigt, wieviel Reichtum dieser Maler zu verwalten hat, zugleich: mit welcher kluger Oekonomie er dies tut. Die Wildheit unberührter Empfindung strebt zur Meisterschaft erpogener Form. Daher kommt es auch, daß Beckstein nicht müde wird, rhythmische Experimente zu wagen. Sie gelingen ihm nicht immer; sie gefährden in hohem Maße seine Bildnismalerei; sie sind aber der stählerne Jungbrunnen seines graphischen Wertes. Was er als Lithograph und Holzschneider zu zeigen hat, diese Tänze und Apothosen des Lebens, ist höchster Grad künstlerischer Aktivität.

Bei Paul Cassirer (Viktoriastraße 35) treffen wir einen Leuchten von der Garde der Neoimpressionisten. Paul Baum müht sich, seit bald zwanzig Jahren, durch die Technik des Punktes von Gegenfarben die Natur zu erobern. Er tut es mit menschlich bewundernswürdiger Treue; er kommt dabei zuweilen zu ganz lustigen Bildern. Indessen nur selten gelingt es ihm, das Handwerkliche hinter dem Sinnlichen verschwinden zu machen. Das Rezept bleibt spürbar und drückt auf die Stimmung. So kommt man nicht recht zum Genuß dieser holländischen Wiesen und Straßen; am wohlthätigsten bleibt noch der Dunst, der weißviolette, den Baum die Dinge umhüllen läßt. Neben diesem tapferen Naturforscher serviert uns Cassirer ein ganz raffiniertes Gewächs, den Russen Leon Bakst. An dessen wildem Erosismus ergötzen wir uns, als das russische Ballett hier tanzte; die Kostüme, die Dekorationen, auch viele der Bewegungen und Grimassen waren von Bakst entworfen. Er ist ein Maskenschneider von ungewöhnlicher Bedeutung. Nun, da wir seine papierernen Stizzen (in sich fertige und rund geschlossene Blätter) vor uns sehen, müssen wir sagen, daß er mehr ist als ein ästhetischer Konfessionär: er ist ein unerhört geistreicher und köstlich temperamentvoller Miniaturist. Man denkt an persische Buchillustrationen, griechische Vasenbilder, an die diskretesten Sachen Afriens und des Kotosos, Neger springen; Haremstücker werden die nackten, gleichenden Leiber; braune Priester trinken betäubt den Duft süßen Weihrauches. Schmiegsame Linien verströmen sich zu Irzärten, der Ornamentik; aus einem mühsameren Nausch glühender Farben, strahlt und zuckt goldene Schale.

R. Br.

Schach.

Unter Leitung von E. Kapin.
Lyon.



2+ (70-991 T)

Ein Seitenstück zu dem in unserer letzten Schachspalte veröffentlichten „Gambit in der Rückhand“ (1. e4, e5; 2. Sf3, f5) bildet die Eröffnung „Philidorisches oder französisches Springerspiel“, das in 1. e4, e5; 2. Sf3, d6 bestehend, den Vorstoß 3. . . . f5 erst vorbereitet. Die Varianten beider Eröffnungen gehen teilweise in einander durch Zugumstellung über. (Siehe Anmerkung zum vierten Zuge.) Nachstehend als Illustration eine klassische Morphy-Partie. Der berühmte französische Meister Philidor lebte und wirkte im 18. Jahrhundert (1726-1795). Bis heute huldigen seinem System viele Meister.

Philidors Eröffnung.

♚. Bird † ♝. Morphy †

1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 d7-d6
3. d2-d4

Am stärksten ist hier die Entgegnung 3. Lf1-c4!, um auf 3. . . . f7-f5 durch 4. d3! das abgelehnte Königs-gambit mit einem wichtigen Tempo mehr zu erlangen.

Hingegen bei 3. Le4!, f5 4. d2-d4; * (wie der Vilguer angibt, der d3! gar nicht ausführt?) 4. . . . e5xd4; 5. Sf3-g5!, Sg8-h6; 6. 0-0* (6. Sxh7, g6! oder 6. Dxd4, Sc6; 7. Dd1, Se5; 8. Lb3, g6 meist event. Le7 zc.) 6. . . . Sb8-c6* (Steinitz), 7. Tt1-e1! kann sich Schwarz mit 7. . . . f4! (vom Vilguer gar nicht erwähnt!) 8. Lxf4, Lg4 verteidigen. (3. B.: 9. f3, Le7; 10. Sxh7?; Lb5 zc.)

3. f7-f5
Mit der Korrektheit dieses Vorstoßes steht und fällt die theoretische Korrektheit der ganzen Eröffnung. Wenn sonst würde 2. . . . d6? augenscheinlich nur eine freiwillige und unnütze Einengung des Lf8 bedeuten. (In Betracht käme noch der vom Vilguer gar nicht erwähnte Zug 2. . . . De7?)

4. Sb1-e3
Gilt als der beste Zug. (Som berühmten, verstorbenen Meister Zander herrührend.) Mit 4. e5, e4 (auch Lxf5) gelangt man durch Zugumstellung zum „Gambit in der Rückhand“.

Der Vilguer gibt noch folgenden angeblichen Gewinnweg an: 4. d4, f6; 5. Sg5, d5; 6. e6!, Sh6; 7. Se3!, c6; 8. Sgxe4, dxe4; 9. Dh5f, g6; 10. De5, Tg8; 11. Lg5!, Lg7; 12. e7!, Dd7; 13. Dh4!, Df5; 14. LxS, Lc6; 15. 0-0-0, Dxd4; 16. Lxd, LxS; 17. Lg5!, Sd7; 18. bxc3, Th8 (droht h6); 19. Td6*
Jedoch trotz sämtlicher obiger Ausrufungszeichen des Vilguers wird das Spiel nur Nennis. 3. B.: 19. . . . Kf7; 20. Le4, LxL; 21. Txs, Tae8; 22. Txb7, h6; 23. Le3, Txe7; 24. Txf7, KxT; 25. Lxa7, Lxa2 zc.

Der Vilguer, der diese Eröffnung verhältnismäßig am befriedigendsten von allen anderen behandelt, bezeichnet sie als „eine der korrektesten Verteidigungen“. Jedoch sind in seinem Variantennetz sämtliche Wendungen in letzter Linie immer zugunsten von Weiß angeführt?

4. f5xe4
5. Sc3xe4 d6-d5
6. Se4-g3

Nach dem Vilguer führt 6. Sxe4, dxex4; 7. Dh5f, g6; 8. Sxg6, hxe6; 9. Dxe4, Le6; 10. De5* angeblich zum Gewinn. Dies ist jedoch nach 10. . . . Dd5; 11. Dxe7, Sd7 (oder Se6) schwer einzusehen. Das Bauernminis von Schwarz ist von seinem Figurenplus bei dem bedeutenden Entwicklungsvorsprung reichlich aufgewogen.

6. e5-e4
7. Sf3-e5 Sg8-f6
8. Le1-g5 Lf8-d6

Vorstärker Le7!
9. Sg3-h5 0-0
10. Dd1-d2 Dd8-e8
11. g2-g4?
Ausgleich war mit 11. SxStf (Morphy) 11. . . . gxf6; 12. Lxf6, Txl; 13. Dg5f, Tg6; 14. Dxe4, hxe6; 15. Dxd5f, Kg7 zc. zu erzielen. Das Bauernopfer des Textzuges zur Öffnung der g-Reihe ist inoffiziell.

11. Sf8xg4
12. Se5xg4 Dd8xh5
13. Sg4-e5 Sb8-c6
14. Lf1-e2 Dd3-h3
15. Se5xe6

Besser sofort Le3.
15. b7xe6
16. Lg5-e3 Ta8-b8
17. 0-0-0 Tf8xf2!!
18. Le3xf2 Dh3-a3!
19. e2-c3 Da3xa2
20. b2-b4

20. De2, Txb2; 21. Dxe4, La3 zc.
20. Da2-a1†
21. Kc1-c2 Da1-a4†
22. Kc2-b2
22. Kc1, a5 (oder ewiges Schach).
22. Ld6xb4!
23. c8xb4 Tb8xb4†
24. Dd2xb4! Da4xb4†
25. Kb2-c2 e4-e3!
26. Lf2xe3 Lc8-f5†
27. Td1-d3 Db4-c4†
28. Kc2-d2 De4-a2†
29. Kd2-d1 Da2-b1†

Ausgegeben.